

Nr. 63. Bromberg, den 16. März 1929.

Tarantella.

Ein exotisches Abenteuer.

Roman von Harald Baumgarten.

(7. Fortsetzung.)

Professor Dr. Berghold war eine Kapazität. Entsprechend seinem Rufe waren die Preise, die seine Konsultationen kosteten und so waren seine Sprechstunden nur von einem kleinen Kreise Bevorzugter besucht.

Mary, Ralph und Streck mußten im Sprechzimmer warten, ehe die amtierende Schwester die beiden jungen Leute hereinrief. — Als sich eben die Türe zum Sprechzimmer hinter ihnen schloß, betrat ein neuer Patient das Wartezimmer. Er setzte sich ohne ein Wort zu sagen in eine Ecke, zog eine Rennzeitung aus der Tasche und las. Streck musterte ihn kritisch. „Wahrscheinlich ein Jockei, der sich bei seinem Beruf verletzt hatte", kalkulierte er. Dann schritt er unruhig in dem großen Raume auf und ab.

Vor dem Schreibtisch des Arztes hatten inzwischen Mary und Ralph klopfenden Herzens Platz genommen. Berghold strich sich über seinen langen weißen Vollbart, wie er es zu Beginn seiner Kollegien zu tun pflegte. Dann begann er: „Der Fall, den Sie mir vortragen, und dieses Serum, mit dem die Impfung vollzogen sein soll, ist äußerst eigenartig. In dem Gift haben wir pflanzliche Gifte, wie sie in dieser Zusammensetzung mir unbekannt sind, und deren Wirkung ich daher auch nicht zu beschreiben vermag, gefunden. — Was die Blutprobe des Patienten anbetrifft", — er hob ein Reagenzgläschen mit Ralphs Blut in die Höhe — „so haben wir allerdings Anzeichen von Leukämie gefunden. Es ist offenbar, daß die roten Blutkörperchen im Schwinden begriffen sind. Etwas Genaueres könnte erst eine wochenlange Beobachtung des Patienten erweisen."

„Und ist Leukämie gefährlich?" fragte Mary.

„Wir haben bisher keine Möglichkeit, die Verminderung der roten Blutkörperchen aufzuhalten. Aber, wie gesagt, die Diagnose steht noch keineswegs fest."

Mary und Ralph schwiegen. Hoffnungslos starrte Ralph das bunte Muster des Perserteppichs an.

Mary stand auf. „Glauben Sie, Herr Professor, daß Dr. Werkmeister aus Berlin Hilfe bringen könnte?"

„Dr. Werkmeister, gnädiges Fräulein, ist ein Mann, der seine eigenen Wege geht. Er hat unzweifelhafte Meriten. Er versucht, an Stelle der Versuchstiere Pflanzen einzustellen, um aus ihrem Verhalten Schlüsse auf den menschlichen Organismus zu ziehen. Was bei diesen Versuchen herauskommen wird, muß erst die Zeit lehren."

Stillschweigend erlegte Ralph das Honorar.

„Auf Wiedersehen!" sagte der Professor. „Nur nicht verzweifeln, der Fall ist noch völlig ungeklärt."

Streck sah ihren Gesichtern an, daß der Professor ihnen keine Hilfe hatte leisten können. Ein kräftiger Fluch gegen Jack entrang sich ihm. Der andere Patient saß noch immer hinter seiner Rennzeitung. Die drei standen ganz verstört im Wartezimmer, als falle es ihnen schwer, nach dieser Auskunft gehen zu müssen.

Die Schwester öffnete nochmals die Tür. In der Hand hielt sie ein eingewickeltes Fläschchen. „Der Herr Professor läßt fragen, ob Sie das Serum mitnehmen wollen?"

Mary fuhr aus ihren Gedanken auf. „Selbstverständlich, es ist ungeheuer wichtig für uns!"

Als die Schwester sich mit einer einladenden Handbewegung an den nächsten Patienten wandte, stand dieser auf. „Tut mir leid", sagte er mit unverkennbar englischem Akzent, „hat mir zu lange gedauert, komme morgen wieder."

Noch vor Mary, Ralph und Streck verließ er das Wartezimmer.

In einem Lokal der Reeperbahn saßen Lia, Kowalewski, Jim und Jack. Während Jim und Kowalewski dafür waren, die Tarantella-Angelegenheit als erledigt zu betrachten, und sich neuen, lohnenderen Geschäften zuzuwenden, bestanden Lia und Jack darauf, alles zu versuchen, sich in den Besitz des Giftes, das Mary bei sich führte, zu setzen. Lia wies darauf hin, daß zum Beispiel bei Erbschaften dieses Gift ungeheure Vermögensvorteile zu bringen imstande sei. Und Jack, der am besten die unnachweisbare Wirkung des Serums kannte und die Früchte seiner wissenschaftlichen Tätigkeit nicht ohne weiteres aufgeben wollte, stimmte ihr bei.

Zuerst war der Gedanke aufgetaucht, Kowalewski, dessen Spezialität Diebstähle waren, in irgendeiner Form auf der „Tarantella" einzuschmuggeln. Aber da man nicht wußte, was Mary und Ralph nun beginnen würden, sah man von diesem Projekt ab. Man beschloß, erst einmal zu erkunden, ob und wann die „Tarantella" auslaufen würde.

Sie trennten sich in unzufriedener Stimmung. Jack, um seine Verstimmung loszuwerden, schlug vor, einen Bummel zu unternehmen, aber Lia und Jim zeigten wenig Lust. So gingen Kowalewski und Jack allein los.

Auf der Reeperbahn war voller Betrieb. Musik drang aus jedem Haus heraus. Die auf den Straßen herausgebauten Veranden saßen voller Gäste. Lichtreklame lockte von allen Seiten.

„Wollen wir ins Hippodrom gehen?" fragte Jack.

„Einverstanden!"

Sie schritten durch den Zelteingang. Es roch nach Stalldunst und schlechtem Parfüm. Sechs abgemagerte, aber pompös aufgeschirrte Pferde trotteten stumpfsinnig im Kreis herum. Ein dicker Stallmeister im Frack, mit weißer Weste, der mit einer mächtig großen Peitsche knallte, lud zum Reiten ein: „Rrrreiten Sie, — rrreiten Sie, meine Herrschaften!" Er rollte die R's, das klang, wie eine Bohrmaschine beim Zahnarzt.

Einige Seebären schaukelten in unheilverkündender Weise auf den Sätteln. Die Zuschauer amüsierten sich, wenn ein „Janmaat" plötzlich den Hals der Rosinante umklammern mußte.

Humoristische Zurufe aus dem Publikum, nicht immer vornehm, aber voll urwüchsigen Humors erschollen. Gelangweilt blickte Jack auf diese Volksbelustigung. Aber Kowalewski wollte noch ein bißchen bleiben.

So standen sie, das eine Bein auf dem Rand der Manege, als ein neuer Trupp Besucher durch den Zelteingang drängte.

„Wat denn, wat denn, föftig Pennig Eintritt pro Person? Det is aber düer!" hörte man eine kräftige Stimme, die Jack aufhorchen machte.

Im Nu hatte er sich durch die hinter ihm Stehenden bis an den Stalleingang gedrückt, wo er fast gänzlich im Dunkel stand. Vergebens suchte ihn Kowalewski in der Menge, die die Manege umstand, zu erspähen. Aber er ahnte sofort, daß irgendjemand aufgetaucht war, von dem Jack nicht gesehen zu werden wünschte. Ruhig blieb er stehen und beobachtete gespannt das Weitere.

Eine kräftige Seemannsfigur im blauen Anzug und blauer Seglermütze schob vor sich einen athletischen Neger her, der ängstlich und mit verwunderten Augen alles bestaunte.

„Tjä, — siehst du, Tommy, das is nu dat Hippodrom.“

Tommy, die großen Hände in weißen Handschuhen verborgen, staunte. Er hatte Mary so lang gequält, sich Hamburg ansehen zu dürfen, damit er seinen Kindern davon erzählen könne, bis Mary Streck gebeten hatte, Tommy ein wenig herumzuführen. Und der alte Kapitän war dieser Aufforderung gern nachgekommen. Er hatte beschlossen, einen Bummel durch die Vergnügungsstätten der Reeperbahn zu machen, die dem Matrosen in dunklen Nächten auf dem Ozean als der Traum aller Wonnen vorschwebt.

„So, nu wollen wir mal rieden!“

„Oh no, Massa Streck, ich noch nie gesessen auf eine Pferd.“

„Laß man gut sein, min Jung, wer in Hamburg bummeln gehen will, muß erst mal rieden, dat gehört zusammen wie Köm und Beer. Also los, Herr Stallmeister, einen weißen Zelter für meinen swarten Fründ.“ Tommy machte kehrt und wollte dem Ausgang zu. Aber Streck erwischte ihn eben noch an seinem Rockzipfel.

„Nee, min Jung, kneifen gift hier nich!“

Ein lachender Kreis hatte sich um die beiden gebildet. Der Stallmeister, der auf ein Trinkgeld hoffte, trat auf Tommy zu und half ihm einen Gaul besteigen. Tommy hielt sich mit beiden Händen am Sattelknopf fest. Man sah fast nur das Weiße in seinen Augen. Die Musik setzte mit einem schmetternden Marsche ein. Der Stallmeister knallte, die Kavalkade setzte sich in Bewegung.

Erst ging alles ganz gut, aber als das Kommando „Abteilung im Galopp“ ertönte, blieb Tommy keine Hilfe, als sich mit beiden Händen an der Mähne festzuhalten. Streck schrie vor Vergnügen.

„Wie der Aff up 'n Kamel!“ brüllte er und schlug sich auf die Schenkel. Der Stallmeister, dem diese Runde besondere Freude machte, dehnte sie länger als gewöhnlich aus. Die ganze Luft war voll Heiterkeit. Da, mitten im vollen Galopp, ließ Tommy die Mähne mit der einen Hand los, und deutete nach einer Ecke, indem er Streck etwas zurief, was infolge des Spektakels unverständlich blieb. — Die Folge dieses Kunststückes war, daß Tommy das Gleichgewicht verlor und nach einigen kurzen, verzweifelten Versuchen, sich zu halten, Hals über Kopf in den Sand purzelte.

„Abteilung Halt!“ rief der Stallmeister.

Streck rang nach Luft. Er war so rot vor Lachen geworden, daß ihm ein Matrose beruhigend auf den Rücken klopfen mußte.

Tommy war sofort aufgesprungen. Er stand jetzt mitten in der Manege und äugte nach der Ecke, nach der er vor seinem Sturz gedeutet hatte.

Neue Reiter und Reiterinnen saßen auf. Tommy stand noch immer und lauerte wie ein großes Katzentier auf seine Beute.

„Na, Tommy, was hast du denn? Komm man wedder her oder willst du nok mal rieden?“

Da kam Leben in die schwarze Gestalt. Er sprang über den Rand der Manege und bahnte sich einen Weg durch die erstaunten Zuschauer. Streck eilte ihm nach. „Was hast du denn bloß?“

„Oh Massa Kapitän“, rief übereifrig Tommy, „an diese Stelle haben soeben Mr. Jack Doherty gestanden!“

„Segg mol, bit du verrückt?“ fuhr ihn der Kapitän an.

„Oh no, Massa Kapitän, Tommy haben ein guter Blick für seine Feind. Ich will nicht mehr sehen meine kleine Baby, wenn das nicht Mister Doherty war.“

Streck hob den lose hängenden Zeltvorhang hoch. Es war niemand zu sehen.

Kowalewski hatte neugierig die Unterhaltung der beiden angehört.

Nun verließ er befriedigt das Hippodrom.

Neuntes Kapitel.

Die Sonne lag auf den weißen Steinen und dem weißen Sand, der von Hamburg nach Blankenese führt. Da, wo die schönsten Rosen blühten, nicht tief im Garten, nein, an der Mauer, damit jeder Fremde sie nach Herzenslust bewundern konnte, wohnte Hanne Streck.

Es war ein kleines, einstöckiges, buntes Häuschen, und natürlich aus Holz, aus altem Eichenholz, wie man die Schiffe gebaut hatte, mit denen die Jugendträume von Benjamin Streck und später er selbst in die Welt gezogen war.

Vor dem Häuschen, so daß die Elbe ihn recht deutlich sehen konnte, war ein Schiffsmast aufgepflanzt und heute wehte von der obersten Spitze die alte Handelsflagge stolz und heiter im Winde.

Die Flagge wehte von dem Augenblick an, wo Benjamin Strecks Schiff in Cuxhafen einlief, bis zu dem Moment, wo Mutter Streck das ausfahrende nicht mehr sehen konnte. Dann ließ sie still und ernst den Wimpel herunter, und wartete starken Herzens, wie Seemannsfrauen sind, auf die Zeit, wo die Fahne wieder in die Höhe gehen durfte.

Hanne Streck war einsam geworden. Zwei Söhne ruhten irgendwo auf dem Meeresgrund. Der ältere war umgekommen, als eine riesige Woge das Rettungsboot an dem sinkenden „Neptun“ zerschmettert hatte, und Heini Streck, den Jüngeren, hatte die Skagerackschlacht verschlungen.

Ein bißchen gebückt ging jetzt Hanne Streck, als könne sie sich manchmal gegen all das Leid nicht ganz aufrecht halten, aber in ihren Augen wohnte noch immer das Glück, das ihr die Jugend beschert hatte.

Und Jahre löschen das Leid. Hanne Streck fand wieder das Lächeln, das die Menschen, die es sahen, liebkoste, wie Mutterhände das Kinderhaar. Und wer in Blankenese so recht betrübten Herzens war, der ging zu „Mudder Streck“. Und wer von ihr ging, dem kam das Leid nicht mehr gar so schwer, und das Leben nicht mehr gar so herb vor.

Hanne hatte heute ihr bestes schwarzes Kleid an. Und die Korallenbrosche mit dem Goldankerchen, die ihr der Bräutigam mitgebracht hatte, aus Hamburg — in das Bauernhaus in Verlanden. Sie deckte den Kaffeetisch, der vor dem Mast auf grünem Rasen aufgestellt war, und sorgsam stellte sie die alten, handgemalten Steinguttassen an ihre Plätze.

Hoher Besuch war ihr versprochen. Ralph und Mary hatten der Einladung ihres Mannes Folge geleistet und sich gern bereit erklärt, ein Stündchen von Strecks Garten auf die Elbe zu schauen. Da wollte man auch beraten, was nun eigentlich geschehen solle.

„Min Mudder is ja ne Fru“, meinte Streck, „aber wenn das Sprichwort von langen Haaren und kurzem Verstand richtig ist, denn müßt min Mudder nen Bubikopf hebben, so kurz wie ich!“ Und er klatschte sich mit der flachen Hand auf die Glatze, die von einem Saum grauer Locken umrahmt war wie von einem Lorbeerkranz.

Streck und Tommy waren erst am frühen Morgen nach der „Tarantella“ zurückgekehrt. Stundenlang waren sie in allen Kneipen herumgeirrt, um eine Spur von Jack zu finden, bis die jedesmalige Lage, die man hatte nehmen müssen, selbst Streck es schwer werden ließ, geraden Kurs zu steuern, während Tommy schon längst mit starker Schlagseite hinter ihm hersegelte. Kurz, bevor sie ein Boot bestiegen hatten, das sie zur „Tarantella“ brachte, hatte Streck Tommy beim obersten Rockknopf gefaßt und ihm einen eingehenden Vortrag gehalten:

„Mein lieber Tommy, deine Haut is schwarz, und ich kann Niggers nich leiden, aber du bist die Ausnahme, die die Regel bestätigt. Also paß mal Achtung! Von dem, was du da in deinen Halluzinationen gesehen hast, von diesem schurkigen Giftdoktor wird kein Wort nicht gesprochen!“ Er sah zum Himmel, an dem das fahle Grau einem leichten feinen Blau wich, und faltete die Hände:

„Lieber Gott, laß mich alten Mann doch mal zehn Minuten in eine einsame Stube mit festen Wänden mit dem Kierl allein sein!“

Dann hatte er Tommy unter den Arm genommen und war mit ihm ins Boot gestolpert. Tommy hatte aber doch noch so viel von der Unterredung begriffen, daß er von ihrem Zusammentreffen mit Dr. Doherty nichts erzählen solle. Daher hatte er auf alle Fragen, wie es denn gewesen wäre, nur eine eigenartige Antwort. Er legte den Zeigefinger auf den Mund, verdrehte auf fürchterliche Weise die Augen und machte: „Pscht!“

Mary konnte auch nicht herausbekommen, wieso er seinen obersten Rockknopf nicht mehr hatte.

Mary und Ralph wanderten nach Blankenese. Seit der Auskunft von Professor Berghold hatte Ralph jedes Gespräch über die Zukunft unterbunden. Wenn er überhaupt sprach, so machte er Mary in mildem Tone, — wie ein alter Mann, der schon über den Dingen der Welt steht, — auf dieses oder jenes aufmerksam, wie der Michaeliskirchturm so seltsam in der Luft stehe, oder wie herrlich gerade heute die Rosen dufteten.

Mary brannte darauf, sich irgendwie zu betätigen. Ihr Wunsch nach irgendeiner Aktion zur Rettung Ralphs zersprengte sie fast. Aber seine müde Gleichgültigkeit entwaffnete sie. In ihren Gedanken hatte sie schon alle Möglichkeiten erwogen, die es noch geben konnte.

Eine Rundfrage bei den Professoren Berlins, schleunige Rückkehr nach Salvador, oder die beste Lösung, die Aufsuchung Dr. Werkmeisters in der Südsee. Aber es war ungewiß, ob man ihn innerhalb der Zeit, die Ralph noch zum Leben übrig blieb, auffinden würde. Und auch dann blieb die Frage offen, ob er ein Heilmittel für diese Art der Vergiftung wußte.

(Fortsetzung folgt.)

Eine reizende Reisebekanntschaft.

Skizze von Hans-Bodo Bennewitz.

Ingeborg, Freiin von Hermersdorff, lehnt ihr Köpfchen in das Polster der zweiten Klasse. Ach, endlich einmal hinaus in die bunte Welt, aus dem Alltag des Landlebens. Sie sehnt sich so sehr nach hohen Häusern, breiten Straßen, nach den sausenden Autos, nach einer Oper, einem Konzert, nach modernen Menschen.

Großstadt! Ja, danach verlangt ihr zwanzigjähriges Herzchen. Ihre goldenen Armbänder klingeln, die Spitzen ihrer sommerlichen Bluse duften. Sie ist allein. Die seidenen Strümpfchen lassen ein Paar ganz entzückende Beinchen ahnen.

Ingeborg fühlt eine bezaubernde Müdigkeit in ihren mädchenhaften Gliedern. Bis zur Stadt sind es noch zwei Stunden. Rosel, Freifrau v. Schuch, bereitet jetzt ihrer liebsten Freundin gewiß das weiße Gastbett. Erst vor einem halben Jahre gab ihr Ingeborg den Myrtenkranz. Ach, sie freut sich so sehr auf das Wiedersehen! Und es ist Sommer!

Der Zug hält! Schade. Er reißt sie aus ihren Träumen und läßt das Bild des hübschen, frischen Landjunkers verschwinden, mit dem sie so gern über die grünenden Fluren ihres väterlichen Majorats reitet. Da öffnet sich die Tür. In ihrem Rahmen steht ein eleganter Mann, ganz nach „Freiherr v. Elking" gekleidet. Ein Dienstmann reicht die ungezählten Koffer herein.

„Verzeihen, Gnädigste, ist hier noch Platz?"

Sie lächelt amüsiert: „Wie Sie sehen."

Er verbeugt sich gewandt. „Darf ich . . .?"

„Bitte."

Und er: „Danke gehorsamst."

„Offizier in Zivil oder a. D.", denkt sie. Und dann: „Ein, zwei, drei, vier Koffer. Hutschachtel, Koffer alle von Mädler, Mantel tadellos, Wäsche blendend weiß, breitkrempiger Hut, Lackschuhe. Fein!"

Er legt den Mantel ab. Grauer Reiseanzug, grüne Krawatte, Armband, Perlennadel. Sie vertieft sich in ihr Buch.

Er entnimmt seiner Handtasche Zeitungen. „Gestatten, Gnädigste, daß ich rauche?"

„Bitte."

„Danke gehorsamst." Der Fremde hat nun ein schweres, goldenes Zigarettenetui geöffnet, auf dem Juwelen blitzen. „Rauchen Gnädigste auch."

Sie nickt: „Sehr liebenswürdig." Und sie denkt: „Nanu! Ein bißchen zu liebenswürdig, aber . . . abwarten."

Die Unterhaltung beginnt über die hohen Fahrpreise, die das Reisen so erschweren, über Rennen, Wetten. Er lenkt das Gespräch auf die Karlshorster Pferderennen und Ingeborg erwärmt sich.

„Gnädigste sind ja kolossal orientiert", staunt er, „wohl selbst Offizierstochter?"

„Nein", lehnt sie ab. Jetzt möchte sie schwindeln, ihm einmal so recht ordentlich die Hucke vollügen, das würde ihr ein Spaß sein und sie lächelt.

„Einen Beruf haben Gnädige bestimmt nicht —?" Neugierig sieht er sie an.

Sie macht ein wehleidiges Gesichtchen. „Oh, doch —."

Er prüft sie.

Sie lehnt hinten über. „Ich — bin — Stenotypistin in Leipzig", schwindelte sie.

Nun wird er zutraulicher. Er lobt den Fleiß der arbeitenden Frauen, den er mehr schätze, als die Hausfrauenarbeiten bürgerlicher Töchter. Und sonderbarerweise weiß er auch Bescheid in „ihrem" Beruf, den er in allen Tonarten lobt.

„Ach, aber ich bitte Sie", wehrt Ingeborg ab, „ich hasse meine Arbeit, die mich so unfrei macht". Sie denkt an ihres Vaters Sekretärin und sagt: „Von früh acht bis zwölf, dann von zwei bis sieben, das ist doch entsetzlich anstrengend. Ich hätte mir mein Leben nicht so schwer gedacht —"

Er lächelt fein: „Dann machen Sie es sich doch leichter, liebes Fräulein." Er holt Pfirsiche aus seiner Tasche, Schokolade, Konfekt und bietet ihr galant an. Sie lehnt dankend ab, ein wenig ängstlich, ein wenig stolz.

„Schauen Sie," fährt er fort, „wenn ich denke, wie schön die Welt ist, und wie bezaubernd Sie selbst sind. Ich zeit sich nach Ihren Wünschen richtet, wo Ihnen die Arbeit zeit sich nach ihren Wünschen richtet, wo Ihnen die Arbeit zum Vergnügen wird, wo — — —"

Sie unterbricht ihn lachend: „Wo, mein Herr, wo —?"

Er neigt sein Haupt sinnend, bläst eine große Rauchwolke in die Luft: „Im Ausland —"

Sie stutzt, aber beherrscht sich, über ihr kleines, harmloses Herzchen kriecht eine Sekunde lang die Angst. Dann aber faßt sie sich schnell. „Im — Ausland?" fragt sie überrascht, „wo da?"

Er faßt ihr geheucheltes Interesse ernst auf und redet sich feurig. „In Holland."

Jetzt bietet sie ihm eine Zigarette an. „Bitte, bitte," drängelt sie, „erzählen Sie!"

„Wenn Sie mir Ihre Vornamen nennen."

Sie lacht leicht: „Raten Sie!"

„Emilie — — — nein? Ottilie??"

Sie klatscht vergnügt in die Hände. „Ja, ja, wie spaßig, daß Sie ihn gleich errieten. Ottie nennen mich meine Freundinnen."

„Also, liebes Fräulein Ottie. Das klingt hübsch. Les grandes Maisons . . ."

„Ach, reden Sie deutsch. Ich kann doch kein Französisch. Werde ich denn dort — — —?"

Er unterbricht sie: „Das lassen Sie meine Sorge sein. Kommen Sie doch gleich mit!"

„Nach — — — Holland?" jubelt Ingeborg, „so, wie ich bin? Ich habe doch nur ein Handtäschchen mit. Ich komme von einer — — — Geschäftsreise."

Er lacht: „Ist das Ihre ganze Sorge? Dann passen Sie einmal auf, wie ein weltmännischer Kavalier reist." Er erhebt sich, holt einen schmalen, länglichen Koffer aus dem Netz, öffnet ihn. „Bitte, liebe, kleine Ottie."

Und es breiten sich vor ihren Augen die kostbarsten Sächelchen aus, wie sie die raffinierteste Halbweltdame nicht besitzt. Eine seidene Damenbluse, ein Weißfuchs, ein Spitzenrock, weiße und farbige Wildlederhandschuhe. All' diese und noch viel mehr andere Dinge duften nach Rochet und Gallet. „Oh, wie himmlisch."

„Ja, das alles soll Ihnen gehören und noch viel mehr, wenn Sie mit mir kommen."

Sie sieht ihn an: „Wie lieb von Ihnen!"

Er schließt den Koffer. „Sie müssen gleich mitkommen —."

Sie sieht ihn bekümmert an. „Aber das geht doch nicht. Ich muß doch erst noch meine Abschlußrechnungen machen, muß kündigen —."

„Aber wozu?" fragt er erstaunt, „das ist doch gar nicht nötig, Liebste, und ich habe Eile —." Er tut etwas gekränkt, bettelt, daß sie gleich mit ihm bei Hauffe absteigen möge, wo er immer logiere, wenn er geschäftlich in Deutschland sei.

„Aber ich habe doch gar kein Nachtzeug", klagt Ingeborg mit ängstlichem Herzen.

„So — daran liegt's?" Er lacht, greift nach einem anderen Koffer, den er aufschließt. „Bitte, sich zu bedienen, schönste Ottie."

Da fallen ihr die reizendsten Seidenhemdchen, spitzengezierte Kombinationen, Flordamenstrümpfe, brokatene Pantöffelchen, lila Strumpfbänder, Haarnadeln und ein ganz entzückendes Morgenhäubchen entgegen. „Ach, diese Pracht!" jubelt das junge Mädchen laut, „diese himmlische Pracht! Wie im Märchen! Aschenbrödel mit ihrem Prinzen."

Er sinkt vor ihr nieder, küßt ihr die Hände. „Nein, Dornröschen wird von dem Prinzen erweckt. Der Prinz liebt das Prinzeßchen."

„Es könnte doch jemand sehen!" sagte sie kindlich. In ihrem feinen Köpfchen spuken hunderttausend Gedanken. Gut, daß sie in ihrer Landabgeschiedenheit so viel gelesen, daß ihre Mutter sie nicht blind ins Leben hat gehen lassen. „Ja, ich komme gleich mit", gibt sie sich überwunden, „nur habe ich in meiner Wohnung noch Geld, das möchte ich mir holen, es ist eine ganze Menge. Und dann — — —."

„Ich begleite dich, wir nehmen gleich ein Auto am Bahnhof. Ist es dir so recht?"

Sie drückt ihm die Hand: „Ja, so ist's recht. Oh, wie ich mich freue. Bitte, reichen Sie mir meinen Mantel, wir fahren schon ein."

Er hilft ihr gewandt, der Zug hält, sie schaut nach dem Fenster, sieht hinaus.

„Erwartest du jemand?" fragt er ungeduldig.

„Sie verneint: „Ich will uns nur — den Dienstmann rufen!"

„Ach so", sagt er erfreut.

Sie aber hat schon ihre Freundin entdeckt, neben der der junge Ehemann steht. Sie nickt beiden zu. „Einen Augenblick", entschuldigt sie sich, „da steht ein Dienstmann. Der Kerl hört nicht. Ich — rufe ihn!" Und sie enteilt, läßt die Tasche stehen. Da sind ihre Freunde. Sie tuschelt ihnen zu: „Laßt sofort den Herrn dort verhaften. Schnell, schnell! bleibe bei mir, Rosel, das ist —!"

Aber schon steht der Reisegenosse vor ihr, grob fährt er sie an, will sie am Handgelenk packen, von der Freundin Seite reißen.

Doch plötzlich fassen vier Männerarme nach ihm, überwältigen ihn und legen ihm Handschellen an.

„Endlich!" sagt der eine Beamte und, mit scharfem Ton „endlich, Bürschchen, haben wir dich!" Zu der jugendlichen Reisenden mit höflichem Gruß gewandt, sagt der Kriminalbeamte: „Sie können von Glück sagen, gnädiges Fräulein, denn Ihr Begleiter ist einer unserer berüchtigtsten Mädchenhändler."

Die „Himmelspforten von Honan".

Der Wunderring des Priesters. — Ein neuer chinesischer Thronanwärter. — „Heirate mich oder stirb!"

Von Ludwig Haßlinger-London.

Im Nordwesten der mittelchinesischen Provinz Honan, am Fuß des Waldgebirges Tai Hong, liegt eine Anzahl kleiner Dörfer, die von alters her dem Lande Steinmetzen liefern. Ein Mitglied dieser ehrbaren Gilde, Han Yu-ming, erhielt vor rund drei Jahren den Auftrag, die noch brauchbaren Steine eines verfallenen Tempels zu retten. Bei dieser Arbeit fand Han Yu-ming einen alten Siegelring mit kabbalistischen Zeichen. Im Dorf ging die Sage, ein verstorbener Priester, der im Geruche der Wundertätigkeit stand, habe einen übernatürliche Kräfte verleihenden Ring besessen und dieser sei nach seinem Tode spurlos verschwunden. Han Yu-ming erinnerte sich dieser Legende und war sofort entschlossen, den kostbaren Fund und den Aberglauben seiner Landsleute zu seinem persönlichen Nutzen auszubeuten.

Er teilte also einem kleinen Kreis guter Freunde mit, er habe den Wunderring in gewachsenen Stein eingebettet gefunden. Gleichzeitig sei ihm durch eine Stimme aus der Geisterwelt verkündet worden, der Ring besitze die Kraft, die Zukunft zu enthüllen, Krankheiten zu heilen und hieb- und kugelfest zu machen. Han Yu-mings Vertraute glaubten ihm jedes Wort und sorgten dafür, daß die Kunde vom Wunderring unter die Leute kam. Sie priesen den braven Steinmetzen als den heiß ersehnten Retter in der Not, die der Bürgerkrieg und das Räuberunwesen gebracht hatten.

Als Han Yu-ming sich unerwartet rasch von einer großen Schar von Anhängern umgeben sah, erschien ihm der bis dahin fern liegende Gedanke, in China eine Rolle zu spielen, außerordentlich verlockend. Er versuchte seine Gefolgschaft systematisch zu organisieren und nannte die unter dem Deckmantel der Räuberbekämpfung gegründete Bande die „Himmelspforten von Honan", um schon dadurch zum Ausdruck zu bringen, daß seinen Anhängern das Paradies offen stünde.

Innerhalb weniger Monate hatten sich einige tausend Mann unter seinem Banner gesammelt. Jetzt schien es Han Yu-ming angebracht, seine wahren Absichten zu verwirklichen, und er wurde ein regelrechter Räuberhauptmann. Immer mehr Menschen, teils von der Soldateska gequälte Bauern, teils Müßiggänger und Landstreicher, liefen ihm zu. Die einen wollten nur ihr nacktes Leben schützen, den anderen war an Beute gelegen. Alle hofften durch Han Yu-mings Wunderring unverwundbar zu werden. Schließlich nahm die Zahl der Gläubigen derartig zu, daß Han Yu-ming einen Ukas erließ, wonach zur Erlangung der Kugelfestigkeit nicht mehr die Berührung des Wunderringes selbst erforderlich war, sondern allein der Besitz eines Papieres mit dem Siegelabdruck genügen sollte.

Die „Himmelspförtner" drangsalierten nun die Provinz weit schwerer als alle Truppenteile und anderen Räuber zusammen. Wer vor ihnen sicher sein wollte, mußte ihren Schutz teuer erkaufen. Nach dem Abzug der Nordtruppen sandte die Nationalregierung dreimal bedeutende Kräfte gegen Han Yu-ming. Die Soldaten holten sich aber nur blutige Köpfe und ließen viele Waffen, selbst Maschinengewehre, in den Händen der „Himmelspförtner" zurück.

Während Han Yu-mings Macht von Tag zu Tag wuchs, genas seine Schwester eines Knaben. Der Vater dieses jüngsten „Himmelspförtners" legte eine sträfliche Gleichgültigkeit seinem Sprößling gegenüber an den Tag. Da nahm Han Yu-ming sich des Kindes an. Er fabelte seinen Anhängern etwas von einem „vaterlosen Himmelskinde" vor, das bestimmt sei, einst den kaiserlichen Drachenthron zu besteigen. Viele Kaisertreue glaubten ihm, und er gewann neuen Zulauf. Er bezeichnete von jetzt ab die Wiederaufrichtung des Kaisertums als sein vornehmstes Ziel und verlieh dadurch seinem Kampf gegen die Staatsmacht einen legitimen Anstrich.

Gelegentlich eines Raubzuges nahm eine Abteilung „Himmelspförtner" einen Studenten aus Peking gefangen. Han Yu-ming erkannte bald, daß die geistigen Fähigkeiten des jungen Mannes für seine Partei weit nützlicher sein mußten als das zu erpressende Lösegeld. Er ließ ihn frei und ernannte ihn zum obersten Berater. Die Talente des jungen Kuo bewährten sich ausgezeichnet. Er schuf innerhalb der „Himmelspforten" eine straffe Organisation mit einer Reihe moderner Verwaltungen, darunter als deren wichtigste das Finanzdepartement mit Abteilungen für „freiwillige Steuern" und für „Zwangseintreibungen". Der ganze Apparat läuft heute reibungslos. Die Nationalregierung sieht dem Treiben fast machtlos zu und läßt Han Yu-ming ungeschoren.

Ehrlicher als der scheinheilige Han Yu-ming ist Loo Si-ho aus der Provinz Kansu, der aus seinem Banditentum kein Hehl macht. Im Gegenteil, er freute sich sogar seines Rufes als gefürchteter Räuberhauptmann, bis der Augenblick kam, da sich seine Tochter nach einem Gatten sehnte. Jetzt mußte der liebevolle Vater die Entdeckung machen, daß sein blutiger Ruhm alle Heiratsaussichten der Tochter verdarb. Einige Male war es schon so weit, daß ein junger Mann sich in das hübsche Mädchen verlieben wollte, doch jedesmal, wenn der Freier den Namen seiner Angebeteten erfuhr, wandte er sich mit Grausen. Die Räubertochter weinte manche bittere Träne enttäuschter Liebe, und der gute Vater wurde seines Lebens nicht mehr froh.

Eines Tages nahm er seine Tochter zu einem Überfall auf ein Dorf mit, um ihr dergestalt etwas Ablenkung zu bieten. Seine Leute fingen unter anderen auch einen recht gut aussehenden jungen Kaufmann und brachten ihn gebunden zu Loo Si-ho. Unerwartet wurde der Räuberhauptmann abberufen. Er überließ seiner schwerbewaffneten Tochter die Aufgabe, mit dem gefangenen Kaufmann über das Lösegeld zu verhandeln.

Da dachte das Mädchen: „Jetzt oder nie!" Es trat auf den jungen Mann zu: „Willst du mit mir fliehen und mich heiraten, wenn ich dich befreie?" Der Kaufmann hegte noch einige veraltete Standesvorurteile: „Ein Räubermädchen? Nein!" Da zog die Schöne ihre Pistole und hielt sie dem Auserwählten vor die Brust: „Heirate mich oder stirb!" Mancher weit mutigere Jüngling hätte in dieser kitzlichen Lage geflötet: „Komm an mein Herz!" Kein Wunder, daß der Gefangene schließlich zustimmte: „Ich heirate dich." Die Jungfrau band ihn los, drückte ihm Pistolen in den Gürtel und ließ sich vom endlich errungenen Bräutigam in dessen Heimatdorf „entführen".

Loo Si-ho war zuerst wütend über diesen Verrat, doch als guter Vater freute er sich zuletzt, seine Tochter endlich unter der Haube zu sehen. Die Jungvermählte und der Papa Räuberhauptmann trafen sich bald darauf. Die Tochter erzählte dem Alten so viel Schönes aus ihrer Ehe, daß er gerührt seinen Segen gab und nach ihren Wünschen betreffs der Mitgift fragte. „Das einzige, was ich verlange, ist eine Kanone, ferner die Zusicherung, das Land in einem Umkreis von vierzig Li um meine neue Heimat mit deinen Räubereien zu verschonen." Loo Si-ho war mit dieser Art Mitgift einverstanden, lieferte die Kanone mit der nötigen Munition ab und ließ die ausbedungene Bannmeile unbehelligt. Schwiegersohn und Tochter erfreuen sich der größten Verehrung ihrer Landsleute und leben wie die Turteltäubchen.



Bunte Chronik



* **Dostojewskis „Idiot" als Dramenstoff.** Doktor Iwan Shmith, Oberregisseur des Theaters an der Wien, hat die dramatische Episode der Nastasja Filipowna aus Dostojewskis Roman „Der Idiot" zu einem einen Abend füllenden Drama verwendet. Das Stück wird an einer Berliner Bühne zur Uraufführung gebracht werden.

*

* **Gletscher, die zurückgehen.** Durch eingehende wissenschaftliche Beobachtungen hat man festgestellt, daß im Jahre 1928 von insgesamt 93 Schweizer Gletschern 73 zurückgegangen sind, 5 sind unverändert geblieben, und bei 14 konnte eine Zunahme verzeichnet werden. Schon für das Jahr 1927 sind ähnliche Beobachtungen gemacht worden.

*

* **Die eingefrorene Mannschaft.** Der seltene Fall, daß eine Schiffsmannschaft durch Eisbildung vollkommen vom Deck abgesperrt ist, hat sich bei dem kleinen Motorboot „Terrier" aus Esbjerg ereignet. Der Kapitän dieses Schiffchens befand sich in dem Steuerhäuschen mit seinem Hunde, während schwere Sturzseen fortwährend das Deck überfluteten. Die strenge Kälte überzog das ganze Verdeck mit einer spiegelglatten Eisfläche, so daß es der im Vorschiff befindlichen Mannschaft vollkommen unmöglich war, zu dem Steuerhäuschen zu gelangen. Fünfzig Stunden mußte der Kapitän des Schiffchens in dem Steuerhäuschen ausharren, bis sich der Sturm gelegt hatte, und es einem seiner Leute unter großen Schwierigkeiten gelang, angeseilt sich zu dem Steuerhäuschen durchzuarbeiten und den Kapitän abzulösen und aus seiner unbequemen Lage zu befreien.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.